

KLEINE REIHE
SOZIOLOGIE



Anja Weiß, Nicolle Pfaff

Soziale und globale Ungleichheit

LESEPROBE



WOCHEN
SCHAU
VERLAG

zpb

Zentralen für
politische Bildung

Anja Weiß, Nicolle Pfaff

Soziale und globale Ungleichheit

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© WOCHENSCHAU Verlag,
Dr. Kurt Debus GmbH
Frankfurt/M. 2025

www.wochenschau-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieses Buches darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie oder einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet werden.

Umschlaggestaltung: Wochenschau Verlag
Gesamtherstellung: Wochenschau Verlag
Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier
Print-ISBN 978-3-7344-1668-2
PDF-ISBN 978-3-7566-1668-8
DOI: <https://doi.org/10.46499/2505>
ISSN 2944-2346
eISSN 2944-2354

Über die Reihe

Die ‚Kleine Reihe Soziologie‘ verdeutlicht die Relevanz soziologischen Wissens in der Schule und für die Schule. Dies umfasst soziologisches Wissen für den sozialwissenschaftlichen Fächerverbund ebenso wie soziologisches Wissen über Gesellschaft, das für alle Lehrer:innen relevant ist, unabhängig davon, was sie unterrichten. Die ‚Kleine Reihe Soziologie‘ nimmt somit ausgewählte gesellschaftliche Phänomene aus soziologischen Perspektiven in den Blick, welche von unmittelbarer Relevanz für Bildungsprozesse in der Schule sind.

Die Reihe wird herausgegeben von

Prof. Dr. Petra Deger (Heidelberg),
Prof. Dr. Stefan Müller (Frankfurt am Main) und
Prof. Dr. Gabriele Rosenthal (Göttingen).

Die ersten drei Bände sind

Macht und Gewalt von Prof. Dr. Gabriele Rosenthal, Dr. Arne Worm,
Print-ISBN 978-3-7344-1667-5, PDF-ISBN 978-3-7566-1667-1

Soziale und globale Ungleichheit von Prof. Dr. Anja Weiß, Prof. Dr. Nicolle Pfaff, Print-ISBN 978-3-7344-1668-2, PDF-ISBN 978-3-7566-1668-8

Migration von Prof. Dr. Ludger Pries,
Print-ISBN 978-3-7344-1670-5, PDF-ISBN 978-3-7566-1670-1



INHALT

6 SOZIALE UNGLEICHHEIT IN DER WELT

16 UNGLEICHE VERTEILUNG

- 17 Klasse und Stand
- 21 Globalisierung
- 27 Habitus und Distinktion

34 INSTITUTIONALISIERTE MISSACHTUNG

- 36 Von der Subkultur zur Intersektionalität
- 40 Das Normale und das Andere
- 46 Repräsentation

54 WER ENTSCHIEDET ÜBER WEN?

- 58 Fehlrepräsentation
- 61 Sprachlosigkeit und Identitätspolitik

67 DAS ZUSAMMENWIRKEN VON VERTEILUNG, ANERKENNUNG UND REPRÄSENTATION

- 68 Soziale Schließung und direkte Diskriminierung
- 72 Beschädigte Identitäten und Selbstselektion
- 76 Institutionelle Diskriminierung
- 78 Staatsbürgerliche Schließung und sozial-räumliche Autonomie
- 84 Verfestigungen in Sozialstruktur und Lebenslauf

87 INTERVENTION: WAS BEDEUTET DAS FÜR SCHULE UND POLITIK?

- 88 Neoliberalismus und Individualisierung
- 91 Reformimpulse für das Bildungswesen
- 94 Verteilungsungleichheit ernst nehmen
- 98 Das Umverteilungs-Anerkennungs-Dilemma
- 101 Solidarisierung als Potenzial
- 104 Bildung gestalten

107 GLOSSAR

112 LITERATUR

SOZIALE UNGLEICHHEIT IN DER WELT

Notizmacher: [...] Dies ist das Zeitalter der Emporkömmlinge. Sie fangen in Kentish Town mit jährlich achtzig Pfund an und hören auf in Park Lane mit hunderttausend. Sie wollen von Kentish Town nichts mehr hören, doch sobald sie den Mund auf tun, verraten sie sich. Nun, ich bringe ihnen bei –

Blumenmädchen: Soll er sich um sein eigenen Dreck kümmern. Und nicht son armes Kind wie –

Notizmacher *losbrechend*: Schluß jetzt, Weib, mit dem abscheulichen Geplärre, oder du kannst Zuflucht in anderen Heiligtümern suchen!

Blumenmädchen *mit schwachem Trotz*: Ich habn Recht, zu sein, wo ich will. Genau wie Sie.

Notizmacher: Eine Frau, die derart abstoßende und widerwärtige Äußerungen von sich gibt, hat kein Recht, irgendwo zu sein, ja, kein Recht zu leben! Bedenken Sie, daß Sie ein menschliches Wesen sind mit einer Seele und der göttlichen Gabe einer artikulierten Sprache. Ihre Muttersprache ist die Sprache Shakespeares, Miltons und der Bibel. Hocken Sie da nicht so rum und gackern wie ein gekränktes Huhn! [...]

Blumenmädchen *muß* [...] *gegen ihren Willen lachen*: Schöner Quatsch, das –

Notizmacher: Hören Sie nur mal dieses Geschöpf mit seinem Gassenjargon, einer Sprache, die sie lebenslänglich in der Gosse festhalten wird. Nun, Sir, nach drei Monaten würde dieses Mädchen auf der Garden-Party eines Botschafters als Herzogin durchgehen.¹

Aufstiege vom Blumenmädchen zur Dame, vom Tellerwäscher zum Millionär inspirieren Filme wie „Pretty Woman“ oder auch das hier zitierte Theaterstück Pygmalion von George Bernard Shaw, das 1913 in Wien uraufgeführt wurde. Diese Kunstwerke

¹ George Bernard Shaw (2012 [1912]) Pygmalion. Berlin: Suhrkamp, Erster Akt, S. 19 f.

faszinieren, gerade weil soziale Aufstiege in der Wirklichkeit so selten sind. Wer Pygmalion im Theater sieht, wird vieles von heute wiedererkennen: Eine auf sich gestellte junge Blumenverkäuferin Eliza wird vom Linguisten Higgins am Dialekt und an der Verlogenheit erkannt: Sie kommt aus einer ärmlichen Gegend und ihre Moral ist, wenn es ums Geld geht, die der unteren Klassen. Heute würde man die Armen vielleicht nicht am Dialekt, sondern am Akzent erkennen.

Der Linguist geht so weit, Eliza das Lebensrecht abzusprechen. Zugleich appelliert er an sie als Mensch, ihre Fähigkeiten zu nutzen. Higgins meint daher auch, dass er die Blumenverkäuferin in drei Monaten dahin bringen könnte, dass sie als Herzogin auf einer Gartenparty erscheinen kann. Diese Behauptung wird zum Dreh- und Angelpunkt des Stücks: Higgins und Pickering, zwei Gelehrte, die sich über die Distanz zwischen Indien und England – also als Teil des britischen Kolonialreichs – kennen und schätzen, schließen eine Wette darüber ab, ob Higgins das Blumenmädchen zivilisieren kann. In dieser Wette spiegelt sich ein historischer Übergang: In der ständischen Gesellschaft waren alle überzeugt, dass der Geburtsstand entscheidet. Higgins und Pickering halten es immerhin für möglich, dass eine für unzivilisiert gehaltene Frau durch Bildung aufsteigen kann. Sie sind sich aber zugleich so unsicher, dass sie darauf wetten können.

Dabei ist für beide ohne jeden Zweifel klar: Der Versuch der Besserung ist legitim und das Blumenmädchen wird in jedem Fall davon profitieren. Der Verlauf des Stücks zeigt jedoch, dass Eliza nicht allein Objekt der Herren ist. Sie spricht am Ende deutlich gegen deren These, dass sprachliche und moralische Bildung die widerwärtige Frau zum Menschen macht: „Wissen Sie, abgesehen von dem, was jeder sich aneignen kann – Kleidung, einwandfreie Aussprache und so weiter –, ist der Unterschied zwischen einer Dame und einem Blumenmädchen wirklich und wahrhaftig nicht, wie sie sich benimmt, sondern wie man sie behandelt.“ (Shaw, S. 93). Am Ende ist es die Anerkennung der anderen, die zählt.

Das sagt auch die Philosophin Nancy Fraser. Ökonomische *Ungleichheit* und geringe Bildung sind nicht immer das Hauptproblem. *Ungleichheit* kann sogar gerecht sein, z.B. wenn eine

Schwangere einige Monate ‚Urlaub‘ bekommt, damit sie das Kind in Ruhe zur Welt bringen kann. Das Problem ist die *Unge-rechtigkeit*, genauer gesagt, das, was *partizipatorische Gerechtigkeit* beschränkt. Gemäß der Norm der „*partizipatorischen Parität* [...] erfordert die Gerechtigkeit gesellschaftliche Vorkehrungen, die allen (erwachsenen) Gesellschaftsmitgliedern erlauben, miteinander als Ebenbürtige zu verkehren.“ (Fraser 2003, S. 54 f.). Damit solcher Umgang zwischen Menschen, die sich als gleichwertig ansehen, möglich ist, müssen drei Bedingungen erfüllt sein:

Erstens ist materielle *Ungleichheit* nicht ausgeschlossen, aber sie darf nicht zu extrem werden. Wenn die einen im Elend leben und die anderen sich z.B. die Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft kaufen können, die ihre Interessen organisiert vertritt, ist im Konfliktfall zu klar, wer sich durchsetzen wird. Das ist dann das Gegenteil von *partizipatorischer Parität*.

Zweitens geht es um Anerkennung. Nachdem Eliza zur Dame geworden ist, erkennt sie, dass es darum geht, ob sie als Dame behandelt wird. Wenn sich alle, und insbesondere kulturelle und soziale Institutionen einig sind, dass eine Identität oder eine Lebensweise so minderwertig ist, dass sie nicht beachtet werden muss oder sie sogar wie Higgins meint, kein Recht hat „irgendwo zu sein“ oder gar „zu leben“ – auch dann ist *partizipatorische Gerechtigkeit* unmöglich geworden. Institutionalisierte Missachtung bezieht sich oft auf mehrere Faktoren, die sich – wie die Intersektionalitätsforschung unterstreicht – überlagern. Eliza wird wegen ihrer sozial niedrigen Herkunft missachtet, die Higgins am Dialekt erkennt. Auch ihr Geschlecht und ihre Jugend werden zu Gründen dafür, dass die Herren (und später im Stück auch ihr Vater) sich das Recht herausnehmen, Eliza wie einen Gegenstand zu behandeln, den man verkaufen und auf den man wetten kann.

Materielle *Ungleichheit* und institutionalisierte Missachtung treten in der Regel gemeinsam auf. Eliza wird daher für ihren unmoralischen Umgang mit Geld verdammt. Dennoch ist es wichtig, beide Erklärungen zu unterscheiden. Als Philosophin erkennt Fraser verschiedene Aspekte partizipatorischer Gerechtigkeit, die auf unterschiedliche Art und Weise beeinträchtigt werden.

In der soziologischen Ungleichheitsforschung geht es weniger um Fragen von Gerechtigkeit. Hier werden Handlungsmöglichkeiten verglichen, die Einzelne vor Ort – z.B. als Lehrer:in in der Schule – haben. Da die Bewertung, ob ein Unterschied ungerecht ist, Philosophie und Politik überlassen wird, beschreiben soziologische Forscher:innen auch vergleichsweise kleine Unterschiede. Wir wissen, dass sich die Lebenschancen von Menschen danach unterscheiden, über wie viel Geld, Bildung, soziale Beziehungen, usw. sie verfügen. Handelnde sind aber auch von Anerkennung abhängig, um ihre Potenziale entfalten zu können. Beides – Ressourcen und Anerkennung – sind nicht beliebig verteilt, sondern von Institutionen – wie z.B. dem Bildungswesen – abhängig, die Einzelne nicht verändern können. Eine soziologische Perspektive auf die Welt erhellt Zusammenhänge zwischen dem, was Handelnde vor Ort für möglich halten, und den gesellschaftlichen Institutionen, die konkrete Alltagssituationen ebenso wie langfristige Lebenschancen prägen.

Veränderung lässt sich nur erreichen, wenn man versteht, wodurch genau Lebenschancen beeinträchtigt werden. Hier gilt das Motto „Think Global – Act Local“. Wer Institutionen versteht und wer neben lokalen auch nationale, makroregionale und globale Logiken im Blick hat, gewinnt einen klareren Blick auf *Ungerechtigkeit* und weiß so besser, wo Veränderungen, die auf Gerechtigkeit zielen, ansetzen können.

Denn die Strategien unterscheiden sich deutlich, je nach der erklärenden Theorie. Wer v.a. über individuelles Handeln nachdenkt, müht sich vielleicht sehr damit ab, ohne Plastiktüten auszukommen, obwohl ein Pfandsystem für Verpackungen deutlich effektiver wäre. Wer einen Ausgleich zwischen arm und reich schaffen will, wird über Umverteilung nachdenken oder darüber, wie die Armen mehr Geld oder Bildung erlangen können. Wenn aber das eigentliche Problem in der Missachtung liegt, hilft Geld nicht weiter. Dann geht es um kulturelle Kämpfe gegen (stillschweigende) Herrschaftsverhältnisse. In Shaws Stück kann Eliza dadurch Anerkennung erringen, dass sie als Dame wahrgenommen wird – ein Prozess, den Anti-Rassist:innen kritisch als Passing bezeichnen, weil die Norm des Dame- oder Weiß-Seins

gestützt wird, wenn sich alle daran anpassen. Von *partizipatorischer Parität* würden wir wohl eher sprechen wollen, wenn Menschen *Anders* bleiben und trotzdem gleich sein können. So wie Klaus Wowereit, der als einer der ersten Spitzenpolitiker in Deutschland – wenn auch unter Druck durch ein angedrohtes Zwangsoouting – formulierte: „Ich bin schwul und das ist auch gut so“. Wowereit ist ein Beispiel dafür, dass eine gleichberechtigte Teilhabe der Ungleichen kulturelle Ressourcen freisetzen kann. Er konnte als Berliner Bürgermeister dann auch überzeugend sagen, dass Berlin „arm, aber sexy“ sei.

Die Wahrnehmung von *Ungleichheit* verändert sich durch gesellschaftliche Auseinandersetzungen. Shaw schrieb sein Stück zu Beginn des 20. Jahrhunderts in England. In diesem historischen und geographischen Kontext waren Verteilungsfragen zwischen Arm und Reich als Klassenfragen zentral. Pickering und Higgins waren im Übergang von ständischer zu moderner Gesellschaft noch unsicher, ob ein Blumenmädchen durch (sprachliche) Bildung zur Dame werden kann oder zumindest als Dame akzeptiert wird. Heute unterstellen reiche Gesellschaften selbstverständlich, dass alle Bürger:innen durch Bildungssystem und Wohlfahrtsstaat vergleichbare Chancen haben. Die Versprechen, dass alle aufsteigen können und dass zumindest die Mitglieder einer Nation soziale Rechte haben, mobilisiert Menschen selbst in Ländern, die ihren Bürger:innen wenig bieten können.

Allerdings haben *Individualisierung* und Neoliberalismus das Versprechen zunehmend zu einer Verpflichtung werden lassen. Aus dem Fördern wurde ein Fordern; soziale *Ungleichheit* wird als Folge mangelnder Anstrengung individualisiert, d. h. sie wird durch Fehler des Individuums erklärt. Die meisten glauben, dass sie die gleichen Chancen haben oder hatten. Leider haben sie in der Schule nicht genügend gut aufgepasst und nun müssen sie diesen Fehler ausbaden.

Außerdem haben Erklärungen an Plausibilität gewonnen, die mangelnde Anerkennung thematisieren (Fraser 2003, S. 15 ff.). Die Politik der Anerkennung bezieht sich auf die Akzeptanz und Wertschätzung der Identitäten, kulturellen und sozialen

Praktiken sowie Lebensweisen der Angehörigen von Minderheiten in Gesellschaften.

Schließlich wird in jüngster Zeit über eine weitere, dritte, Einschränkung partizipatorischer Gerechtigkeit diskutiert. Bei den Dimensionen der ökonomischen Verteilung und der kulturellen Anerkennung wurde insgeheim vorausgesetzt, dass klar ist, wer potenziell gleich sein könnte. Dass es damit Probleme geben könnte, deutet sich in *Pygmalion* an, wenn Higgins Eliza wahlweise als Frau, die kein Recht zu leben hat, anspricht und zugleich als menschliches Wesen, das Gott mit Seele und Sprache bedacht hat. Shaw hebt dann hervor, dass die englische Muttersprache eine Sprache der Künstler, aber auch der Bibel sei – d.h. hier wird ein vielsprachiges Werk der englischen Nationalkultur einverleibt. Und als letztes wirft er ihr vor, sie gackere wie ein gekränktes Huhn. Auf welcher Grundlage kann Eliza beanspruchen zu einer Ebenbürtigen zu werden: als Seele, als Mensch, als Engländerin oder als Nicht-Tier? Fraser (2008a) sieht heute klarer, dass die politischen Gemeinwesen, in denen Bürger:innen als Ebenbürtige kollektiv bindende Entscheidungen treffen, Grenzen haben. Diese Grenzen stiften *Ungleichheit* und man kann fragen, ob die Grenzziehung gerecht ist bzw. wie sie *partizipatorische Gerechtigkeit* beeinflusst und beschränkt. Haben alle Menschen als Menschen Anrecht auf *partizipatorische Parität*? Oder doch nur die Menschen, die eine bestimmte Sprache sprechen? Zu Shaws Zeiten war fraglich, ob auch die Armen oder die Frauen das Wahlrecht haben sollten. Heute erscheinen Demokratien unvollständig, in denen die Bürger:innen reicher Länder darüber entscheiden, welche flüchtenden Menschen im Mittelmeer ertrinken müssen. Als dritte Dimension partizipatorischer Gerechtigkeit steht damit die Frage im Raum, wer wie an politischen Prozessen teilhaben kann und sollte (Fraser 2008a, S. 380). Wenn Menschen kollektiven Entscheidungen unterworfen sind, ohne dass sie an der Entscheidungsfindung politisch partizipieren können, spricht Fraser von *Fehlrepräsentation*.

Da sich Fraser als Philosophin dafür interessiert, wie alle Gesellschaftsmitglieder gleichberechtigt am sozialen Leben partizipieren können, fragt sie nach massiven Verteilungsungleichheiten

und Formen institutionalisierter Missachtung, die politisches Handeln unmöglich machen. In diesem Buch benutzen wir Frasers Unterscheidungen, aber wir gehen auf Beiträge aus unterschiedlichen Disziplinen ein, um Ungleichheiten in den Handlungsbedingungen von Menschen vergleichend zu untersuchen. Nicht alle Ungleichheiten sind ungerecht. Pluralistische Demokratien leben z.B. vom Konflikt zwischen Parteien, die gemäß ihren Interessen, Ressourcen und Werten ungleich sind. Konflikte zwischen Verschiedenen sind notwendig, zumal auch die Bewertung von Ungleichheiten als *Ungerechtigkeit* eine umkämpfte politische Frage ist.

Dennoch ist es wichtig, empirisches Wissen dazu zu sammeln, wie ein „Mehr“ oder „Besser“ von spezifischen Aspekten der Gerechtigkeit möglich ist. Wie wir immer wieder zeigen werden, verändern sich politische Einschätzungen dazu, welche Ungleichheiten ungerecht sind. Der interdisziplinäre Dialog zwischen Sozialwissenschaften, Geschichte und Philosophie ermöglicht Gerechtigkeitsurteile ebenso wie der öffentliche Dialog darüber, welche Ungleichheiten oder Vielfalten gut sind und welche ungerecht.

Die nun folgenden Kapitel führen interdisziplinäre Forschungsrichtungen unter dem von Fraser vorgeschlagenen Gliederungsprinzip zusammen.² Das *zweite Kapitel* beschäftigt sich mit der Verteilung von Ressourcen und diskutiert hier vor allem ökonomische Ungleichheiten und ihre Erscheinungsformen im nationalen und globalen Zusammenhang. In der Soziologie werden solche ungleichen Lebensbedingungen als Klassenverhältnisse beschrieben und erklärt und durch Versuche der Umverteilung bekämpft. Der französische Soziologe Pierre Bourdieu hat eine umfassende und aktuelle Klassentheorie vorgelegt. Seine Kapitaltheorie enthält viele Einsichten dazu, wie das Bildungssystem zur Reproduktion von *Ungleichheit* beiträgt, und wird im zweiten Kapitel vorgestellt.

2 Wir danken Max Hesse, Andreas Niederberger, Eva Heidemann, Maria Nastas, Thorsten Hertel und Alexander Auth für wertvolle Hinweise und anregende Diskussionen, Leser:innenfeedback und redaktionelle Unterstützung im Schreibprozess.



Armut verstehen

Was verstehen wir unter Armut? Auf der Grundlage sozialwissenschaftlicher und sozialphilosophischer Konzepte beantwortet Ina Schildbach diese Fragen in leicht verständlicher Sprache. Zudem zeigt sie Maßnahmen zur Bekämpfung von Armut auf, die gegenwärtig praktiziert oder in der Wissenschaft und von Aktivist*innen diskutiert werden.

von Ina Schildbach

Reihe „Politisches Sachbuch“

ISBN 978-3-7344-1664-4, 192 S., € 22,00

PDF: ISBN 978-3-7566-1664-0, € 21,99



ISBN 978-3-7344-1639-2



ISBN 978-3-7344-1616-3

Alle Titel
der Reihe im
Webshop -
auch als PDF.



Im *dritten Kapitel* des Buches steht mit der Dimension der Anerkennung kulturelle Dominanz im Mittelpunkt. Welches Wissen kann zu kulturellem *Kapital* im Sinne Bourdieus werden, weil es als ökonomisch verwertbar anerkannt wird? Welche kulturellen Praktiken werden sozial wertgeschätzt und welche abgewertet? Wie sichtbar sind kulturelle Ausdrucksformen in Institutionen und wer repräsentiert diese? Unter Einbezug der *Cultural Studies* und *postkolonialer* Theorien gehen wir der Machtförmigkeit sozialer Beziehungen nach und beschreiben kulturelle Formen der Unterdrückung, die gerade auch pädagogische Institutionen prägen.

Das *vierte Kapitel* befasst sich mit der politischen Dimension der Fehl-Repräsentation und der Frage, wie die Teilhabe an politischen Entscheidungsprozessen gesellschaftlich verteilt ist. Wer mitbestimmen darf und wer nicht, wer sich an kollektiven Entscheidungen beteiligt und wer nicht, wird hier als dritte Perspektive auf soziale *Ungleichheit* diskutiert.

Nachdem wir im mittleren Teil des Buches eine Trennung zwischen Verteilung, Anerkennung und Repräsentation vorgenommen haben, stellen wir im *fünften Kapitel* dar, was wir über die Verschränkung von Verteilung, Anerkennung und politischer Repräsentation wissen. Weil die Forschung zu Verteilungsfragen oft *Klasse* fokussiert, und die Forschung zu Anerkennung eher Sexismus, Rassismus und Ableismus als Diskriminierungsformen im Blick hat, geht das zweite Kapitel eher auf die Kategorie *Klasse* und das dritte eher auf weitere Ungleichheitsverhältnisse ein. Da soziale Positionen jedoch nicht eindimensional sind, sondern intersektional (Crenshaw 1989), ist die gleichzeitige Betrachtung unterschiedlicher sozialer Verhältnisse und ein Blick für Zusammenhänge zwischen Verteilung, Anerkennung und Repräsentation wichtig, wenn man die Verfestigung von Ungleichheitsverhältnissen verstehen will.

Verschiedene Forschungstraditionen unterscheiden sich nicht nur in ihren Gegenständen und Methoden der Erkenntnisgewinnung, sondern nutzen oft unterschiedliche, teils sogar konfligierende Begriffe und Sprachstile. Ein Glossar am Ende des Buches erläutert deshalb zentrale Begriffe in ihrem jeweiligen

Forschungskontext. Dort aufgeführte Begriffe sind im Text kursiv gesetzt. Bezeichnungen, die auf marginalisierte soziale Gruppen und Ungleichheiten verweisen, sind teils umstritten. Zum Beispiel suggeriert die Rede von oberen bzw. unteren Klassen, dass Oben besser sei als Unten. Auch andere Begriffe tragen Wertungen in sich und müssen deshalb reflektiert werden. Im Folgenden finden sich deshalb unterschiedliche Bezeichnungen, die bei ihrer ersten Verwendung jeweils kurz erläutert werden.

Das vorliegende Buch richtet sich an alle, die sich für *Ungleichheit* und Schule interessieren, und besonders an (angehende) Lehrkräfte, die als Akteur:innen im Schulsystem in die Reproduktion sozialer *Ungleichheit* verwickelt sind. In der Lehrer:innenbildung der letzten Jahrzehnte haben die Auseinandersetzung mit *Ungleichheit* und Heterogenität sowie Ansprüche auf Bildungsgerechtigkeit, *Inklusion* und Rassismuskritik deutlich an Bedeutung gewonnen. Dies folgt der Einsicht, dass die Schule ein zentraler Raum der Vergabe von Teilhabechancen ist. Das Fortbestehen von Benachteiligungen und Diskriminierungen in Bildungsinstitutionen ist seit langem Gegenstand öffentlicher Debatten und erzeugen bildungspolitische und pädagogische Reformbemühungen.

Schulen sind aber nicht nur dafür da, einzelnen Kindern Bildung (und an sie geknüpfte Lebenschancen) zu ermöglichen. Im Gegenteil: die Ideen des Bildungsaufstiegs und einer *Meritokratie*, in der Bildungsabschlüsse und Lebenschancen entlang von Leistung verteilt sind, werden zunehmend als Mythen kritisiert (Solga 2005). Faktisch ist die Schule nicht nur dem Anspruch verpflichtet, alle zu qualifizieren, sondern sie erbringt auch weitere Funktionen für die Gesellschaft (Fend 1980): Schulen bereiten Kinder auf die Plätze vor, die sie als Erwachsene in der Gesellschaft einnehmen (Allokation). Der Verweis auf Leistung rechtfertigt die damit verbundene Selektion und damit auch, dass die Positionen, die die Erwachsenen bekleiden, ungleich bezahlt und angesehen sind. Weil Schule im Nationalstaat zugleich Zugehörigkeit zum nationalstaatlichen Kollektiv reguliert, was Fend (2015) als Enkulturation bezeichnet, spielt kulturelles, darunter

z.B. sprachliches Wissen oft eine besondere Rolle für die Platzierung und Selektion junger Menschen im Verhältnis zur Nation.

Diese verschiedenen Anforderungen bringen Schule in Dilemmata: Dem Anspruch, alle zu qualifizieren und dabei allen die gleichen Chancen einzuräumen, steht die gesellschaftliche Erwartung gegenüber, *Ungleichheit* hervorzubringen und zu legitimieren. Was aus den in diesem Buch dargestellten Bedingungen von *Ungerechtigkeit* für Schule und das Handeln von Lehrkräften folgt, diskutiert das abschließende *sechste Kapitel*. Damit soll keine bildungspolitische Agenda entfaltet werden. Vielmehr zielt das Buch darauf, pädagogische Professionelle zu einer kritischen Reflexion ihrer täglichen Praxis und von deren Bedingungen einzuladen und hierbei verschiedene wissenschaftliche Ansätze der Erklärung von *Ungerechtigkeit* einzubeziehen. Kurze Zusammenfassungen an den Enden der jeweiligen Kapitel greifen dabei zentrale Einblicke noch einmal auf.

Wie und warum schreiben sich ungleiche Lebens- und Bildungschancen entlang bestehender sozialer Ordnungen fort? Welche Rolle spielen Bildungsinstitutionen hierbei? Die Auseinandersetzung mit sozialer und globaler *Ungleichheit* trägt dazu bei, diese Fragen zu beantworten. Denn *Ungleichheit* und Ungerechtigkeiten werden nicht nur von und in Schulen reproduziert, sondern u.a. auch auf Arbeitsmärkten und in öffentlichen Diskursen national und weltweit. Das Wissen um die vielfältigen Ursachen für *Ungerechtigkeit* in der modernen Weltgesellschaft versetzt Lehrkräfte auch in die Lage, sich selbst und das von ihnen getragene Bildungswesen als Agent:innen partizipativer Gerechtigkeit neu zu denken. Fragen sozialer *Ungleichheit* bilden aber nicht nur eine Reflexionsfolie für Lehrkräfte, sondern prägen auch die Lebenswelten von Schüler:innen in Gegenwart und Zukunft. Schüler:innen zu einem eigenständigen Leben in globalisierten und durch Ungleichheiten gekennzeichneten Gesellschaften sowie zur Bearbeitung damit verbundener Probleme zu befähigen, setzt voraus, dass in der Schule über *Ungleichheit* gesprochen wird.

UNGLEICHE VERTEILUNG

Dürfen Frauen Hosen tragen oder setzen sie sich damit ins Unrecht? Ist ein Sozialist böse, weil er sich gegen die göttliche Ordnung stellt, oder dürfen Arbeiter für ihre Rechte kämpfen? Solche Fragen zeigen den fundamentalen Unterschied zwischen einer ständischen Feudalgesellschaft auf, in der jeder Mensch seinen oder ihren gottgegebenen Platz hat, und einer Gesellschaft, die als kapitalistisch, als modern oder auch bürgerlich bezeichnet wird, weil sich in ihr alle als zumindest potenziell gleich ansehen können.

Dass das Gleichheitsideal heute vielen selbstverständlich erscheint, hat materielle Voraussetzungen, die historisch vergleichsweise neu sind. Sie sind in einem weltweit asynchron verlaufenden Übergang zu einer kapitalistischen Industriegesellschaft entstanden. Für Herrschende in einer Agrargesellschaft war und ist es praktisch, wenn die Bauern unfrei sind. Leibeigene können ihren sozialen Ort nicht verlassen und ernähren über Generationen hinweg verlässlich die vergleichsweise kleine Elite. In einer kapitalistischen Industriegesellschaft müssen Fabrikbesitzer – Marx nennt sie Bourgeois – nach Bedarf Arbeitskräfte finden und loswerden können. Unternehmer mussten angesichts von rasantem technischem und sozialem Wandel über Kompetenzen verfügen, die im Adel eher selten waren. Dadurch entstanden und entstehen in der Industrialisierung Gesellschaften, in denen die ökonomisch aktiven Reichen darauf drängen, die Vorherrschaft etablierter Stände (in Europa des grundbesitzenden Adels) zu überwinden, und in denen die arbeitende Bevölkerung die Vorstellung entwickelte, zumindest untereinander gleich zu sein.

In Auseinandersetzung mit Verteilungsungleichheiten hat die Soziologie verschiedene Konzepte entwickelt. Der Klassenbegriff von Karl Marx unterstreicht, dass die ökonomische Position ausschlaggebend für die soziale Lage ist. Dem hielt Max Weber entgegen, dass nicht nur Klassen, sondern auch Stände die Gesellschaft strukturieren. Wir gehen zunächst auf diese klassischen

Ansätze ein. Wichtige Weiterentwicklungen stammen von Immanuel Wallerstein, der Marx Klassenbegriff auf eine globale Ungleichheitsanalyse bezieht, und von Pierre Bourdieu, der das ökonomische um das kulturelle und das soziale *Kapital* ergänzt.

Klasse und Stand

Obwohl der Kapitalismus Gleichheitsideale stützt und materiell unterfüttert, brachte und bringt er massive und historisch stabile Ungleichheiten hervor. Das hat systematische Ursachen, die von Karl Marx herausgearbeitet wurden. Karl Marx war ein deutscher Philosoph und Ökonom. Er entstammte dem Bürgertum, wollte als Aktivist jedoch die Arbeiterklasse organisieren. Dadurch wurde er zusammen mit seinem Freund und Kollegen Friedrich Engels zum Begründer des Kommunismus und sah sich dann auch bald gezwungen, nach England auszuwandern.

Marx (1972) zeigt für die kapitalistische Gesellschaft, dass Bourgeois und Arbeiter:innen sich nicht als Gleiche gegenüber treten können, und das auch dann nicht, wenn sie rechtlich frei und politisch gleichgestellt sind. Der Grund dafür lag zu Marx' Zeiten in der damals neuen industriellen Produktionsweise. Für Fabriken wurden und werden Maschinen benötigt, die die Arbeiter:innen nicht für sich selbst kaufen, sondern die die Fabrikbesitzer als *Kapital* besitzen. Weil die Fabrikarbeiter:innen das Werkzeug, mit dem sie ihren Lebensunterhalt sichern, nicht besitzen, müssen sie vom Fabrikbesitzer beschäftigt werden. Weil sie ohne das Beschäftigungsverhältnis nicht leben können, unterliegen Arbeiterfamilien einem existenziellen Angebotszwang. Natürlich arbeiteten und arbeiten auch in der Agrargesellschaft Frauen, Männer und Kinder. Aber in der Fabrikarbeit stellten sich schnell Verhältnisse ein, in denen sie alle gezwungen waren, durchgehend zu arbeiten – oft ohne dass die Löhne existenzsichernd waren und sind. Solche Verhältnisse sind bis heute für unregulierte kapitalistische Produktion typisch. Früher stürzten in Deutschland ungesicherte Kohleminen ein; 2013 starben beim Einsturz der Textilfabrik Rana Plaza in Bangladesh über 1.100 Menschen.

Als Marx und Engels 1848 (1969) das Kommunistische Manifest herausgaben, war der größte Teil der Menschheit so arm, dass Ungleichheiten v.a. zwischen den reichen und armen Klassen innerhalb weniger Länder bestanden. Im frühkapitalistischen Großbritannien des Jahres 1850 waren 90 % der Bevölkerung Lohnabhängige und einfache Bauern, die allesamt weniger verdienten als der Landesdurchschnitt (Milanovic 2012, S. 124). 2 % der Bevölkerung waren Land- und Fabrikbesitzer:innen und ihr Einkommen lag ein Vielfaches über dem Durchschnitt.

Damals waren die Unterschiede zwischen den kolonisierten Bevölkerungen und den Kolonisor:innen gering, da der größte Teil der Menschheit ums nackte Überleben kämpfte. Auch das Durchschnittseinkommen in den reichsten Ländern war nur etwa vier Mal so hoch wie das der ärmsten Länder. Im Jahr 2007 unterschieden sich die Durchschnittseinkommen von Ländern dagegen um den Faktor 100 (Milanovic 2012, S. 129).

Was ist seither geschehen? Der Weltbankökonom Branko Milanovic erklärt, dass die reichsten Länder deutlich reicher geworden sind, während sich bei den Ärmsten nicht viel verändert hat. Dadurch lassen sich Ungleichheiten in der heutigen Welt nur zum kleineren Teil als „Klassenungleichheiten“ verstehen. Wichtiger ist heute das Land, in dem ein Mensch geboren ist. Milanovic nennt das „Ortsbonus“.

Nicht nur der Abstand zwischen Arm und Reich hat sich seit 1850 vergrößert. Heute wäre es außerdem leicht möglich, den Hunger zu besiegen. Ein öffentlicher Austausch zwischen einem der reichsten Menschen der Welt, Elon Musk, und dem World Food Programme der Vereinten Nationen zeigt das sehr anschaulich: Der Milliardär Elon Musk müsste 2 % seiner Aktien verkaufen, um im Jahr 2022 42 Millionen Menschen vor existenzbedrohlichem Hunger zu retten.³

Gemäß der Liste der Zeitschrift Forbes⁴ wächst die Zahl der Milliardäre schnell und trotz aller Krisen. Im Jahr 2024 gab es weltweit 2781 von ihnen. Weil schwer vorstellbar ist, was eine Milliarde bedeutet, hat einer unserer Lehramtsstudierenden ausgerechnet,

3 <https://www.wfp.org/stories/wfps-plan-support-42-million-people-brink-famine> (Zugriff: 9.9.2024) sowie die Diskussion im World Economic Forum 19.11.2021, <https://www.weforum.org/agenda/2021/11/elon-musk-un-world-hunger-famine/> (Zugriff: 9.9.2024).

4 <https://www.forbes.com/billionaires/> (Zugriff: 9.9.2024).

wie lange man brauchen würde, um eine Milliarde auszugeben: Wenn jemand jeden Tag 1.000 Dollar ausgeben würde, müsste er 2.700 Jahre leben, um eine Milliarde auszugeben. Und wie erwähnt, würden die 6,6 Milliarden, die 2 % von Elon Musks Vermögen ausmachen, 42 Millionen Menschen vor dem Hunger retten. Das sind extreme Ungleichheiten, die die heutige Welt deutlich von der um 1850 unterscheiden.

Großer Reichtum findet sich nicht nur bei den Superreichen. Das oberste 1 % der Weltbevölkerung umfasst etwa 7,6 Millionen Menschen. Mehr als die Hälfte der U.S-Amerikaner:innen gehört zum obersten 1 % (Milanovic 2022, S. 57). Die Datenlage zu den Reichsten der Welt ist schlecht, weil sie ihren Lebensmittelpunkt und ihr Vermögen strategisch über Steueroasen verteilen (Hartmann 2016, S. 129), die dazu keine Auskunft geben. Volkswirtschaftliche Schätzungen zeigen aber, dass in Ländern wie Deutschland etwa 15 % des Bruttoinlandsprodukts in Steueroasen verschoben wurde (Alstadsæter et al. 2018, S. 95), in denen es dem Zugriff von Staaten, die ihre Bürger:innen versorgen, entzogen ist. Weltweit werden etwa 8 % aller Privatvermögen in Steueroasen angelegt (Alvaredo et al. 2018, S. 399; Zucman 2014, S. 49).

Über *Armut* ist mehr bekannt als über Reichtum, weil mehrere internationale Organisationen daran arbeiten, absolute *Armut* oder zumindest existenzbedrohlichen Hunger zu beenden. Die absolute Armutsschwelle lag lange bei einem Dollar am Tag; seit 2022 wird sie mit 2,15 US-Dollar pro Person und Tag beziffert. Wie niedrig diese Schwelle ist, wird deutlich, wenn man den Betrag auf einen Monat in Deutschland umrechnet.⁵ Dann müsste die betreffende Person mit etwas unter 60 Euro für alle Bedürfnisse auskommen. Damit wäre wirklich nur das nackte Überleben gesichert.

Etwa jeder zehnte Mensch in der Welt lebt unterhalb dieser absoluten Armutsschwelle.⁶ Das stellt bereits einen Fortschritt dar, denn es ist in den letzten Jahrzehnten gelungen, den Anteil der absolut Armen an der Weltbevölkerung deutlich zu verringern. Durch die COVID19-Pandemie und die Verteuerung der Lebensmittelpreise in Folge des Kriegs in der Ukraine steigt die Zahl der Armen aktuell

5 Da man sich mit dem gleichen Geld an verschiedenen Orten der Welt unterschiedlich viel kaufen kann, werden diese Werte anhand der Kosten für einen Standardwarenkorb umgerechnet. Von den 2,15 Dollar, von denen die Weltbank spricht, kann man sich also in Indien und in Deutschland etwa gleich viel kaufen.

6 <https://povertydata.worldbank.org/Poverty/Home> (Zugriff: 9.9.2024).

wieder deutlich an. 2022 war gemäß der Vereinten Nationen etwa jeder zehnte Mensch akut von Hunger gefährdet.

Trotzdem ist die Welt heute nicht so eindeutig zweigespalten, wie es das Großbritannien des Jahres 1850 war, in dem Marx und Engels das Kommunistische Manifest verfassten. Einige ehemals arme Länder sind aufgestiegen, d.h. dort ist ein großer Teil der Bevölkerung absoluter *Armut* entkommen. Diese Menschen werden hoffnungsvoll als „Weltmittelschicht“ bezeichnet, weil sie nach mehr als nur dem nackten Überleben streben können. Allerdings können sie pro Kopf nur etwa 1.000 bis 2.000 Dollar im Jahr ausgeben (Milanovic 2016, S. 34). Das ist ein Sechstel bis ein Drittel dessen, was Hartz-IV-Empfänger:innen einschließlich der Miete vom Staat erhalten (Bundesagentur für Arbeit 2018, Tabelle 4). Da sie im Vergleich zu ihren Eltern etwas mehr Geld für Konsum und Bildung haben (Milanovic 2016, S. 18; S. 33), haben sich auch die politischen und kulturellen Machtverhältnisse in der Welt ein wenig verändert. Filme für ein globales Publikum werden nicht mehr nur in Hollywood produziert, sondern auch im indischen Bollywood. Im *Globalen Süden* haben soziale Bewegungen Zuspruch gewonnen, die sich gegen Korruption und für den Zugang zu Bildung einsetzen. Das sind Themen, die Mittelschichten bewegen, auch wenn deren politische Ziele in sehr verschiedene Richtungen gehen können (Moghadam 2013).

Nun gilt auch für die kapitalistischen Bourgeois, dass sie Arbeitskräfte brauchen, damit sich die Investition in die Maschinen amortisiert. Es gibt aber fast immer ein Überangebot an Arbeitskräften, weil der kapitalistische Arbeitsmarkt anders funktioniert als Leibeigenschaft im Mittelalter und als Warenmärkte. Arbeiter:innen, die gezwungen sind, sich am Arbeitsmarkt zu verdingen, können auf sinkende Löhne nicht dadurch reagieren, dass sie mit dem Leben aufhören. Vielmehr hat Lohndumping zur Folge, dass mehr Arbeiter:innen um schlechter bezahlte Stellen konkurrieren, weil jede:r Einzelne von ihnen mehr arbeiten muss, um den Lebensunterhalt zu sichern. Unregulierter Kapitalismus führt daher dazu, dass die Arbeiter:innen so schlecht wie irgend möglich bezahlt werden.

Fabrikbesitzer:innen haben mehr Ausweichmöglichkeiten als der herrschende *Stand* in Agrargesellschaften. Wenn die eine Produktion nichts mehr bringt, können sie in eine andere investieren.

Wenn die Arbeiter:innen sich an einem Standort gewerkschaftlich organisieren (vgl. dazu Kap. *Soziale Schließung*), können die Fabrikbesitzer:innen die Maschinen zu einem anderen Standort transportieren. Gelingt es den Industriellen, Monopole aufzubauen – und darauf werden wir gleich zurückkommen – können sie außerdem Preise erzielen, die sich von den Produktionskosten entkoppeln. Zum Beispiel kosten Turnschuhe in Deutschland zwischen 30 und 150 Euro, wobei sich die Herstellungskosten nicht wesentlich unterscheiden. Bei den teuren Turnschuhen kommen zwar höhere Kosten für Marketing und Werbung hinzu, aber diese stehen in keinem Verhältnis dazu, was sich mit einer begehrten Marke an Gewinn erzielen lässt. Das ist der Kern eines Verhältnisses, das Marx als „Ausbeutung“ benennt. Die Arbeitskräfte sind auf einen Arbeitsplatz angewiesen, um ihre Existenz zu sichern. Die Firmen, die sie beschäftigen, können dagegen flexibel agieren und im Fall des begehrten Markenschuhs einen „Mehrwert“ durch einen Marktpreis erzielen und in die eigene Tasche stecken, ohne die Arbeiter:innen, die den Schuh herstellen, besser zu entlohnen. Die Kosten für die Herstellung eines Produktes und der Gewinn, der sich an Märkten mit einer Ware erzielen lässt, sind in der kapitalistischen Produktionsweise voneinander entkoppelt.

Globalisierung

Heutige Ökonom:innen würden das marxistische Argument zu Ausbeutung erweitern. Es ist schwerer geworden, Gewinn durch die Ausbeutung von Mehrwert zu erzielen, weil nicht nur die Arbeitskräfte, sondern auch die Firmen untereinander konkurrieren. Würden alle Firmen Billig-Turnschuhe verkaufen, dann könnten sie nur noch durch die ganz große Masse Gewinn erzielen. Die Aldi-Brüder und die Besitzer von Walmart sind auf diese Weise zu Multimilliardären geworden, aber ein Kapitalismus, in dem man so richtig reich werden kann, würde so trotzdem nicht entstehen. Der Marxist Immanuel Wallerstein meinte in den 1960er Jahren, dass sich der Kapitalismus selbst abschaffen



Dr. Anja Weiß ist Professorin für Soziologie mit Schwerpunkt Makrosoziologie und transnationale Prozesse an der Universität Duisburg-Essen. Sie lehrt und forscht zur Soziologie globaler Ungleichheiten, hochqualifizierter Migration, professionellem Wissen und Antirassismus.



Dr. Nicole Pfaff ist Professorin für Migrations- und Ungleichheitsforschung an der Universität Duisburg-Essen. Sie lehrt und forscht zu Bildungsungleichheiten, Bildung in der Migrationsgesellschaft, diskriminierungskritischen Perspektiven und politischer Bildung.

Wie sind materielle Ressourcen und Bildung verteilt? Welche kulturellen Praktiken und Identitäten werden institutionell belohnt oder abgewertet? Wer kann an kollektiven Entscheidungsprozessen teilhaben? Zu diesen Fragen bringen die Autorinnen Befunde aus Ungleichheitsforschung, Geschlechterforschung, Cultural und Disability Studies, Migrations- und Bildungsforschung ins Gespräch. Sie diskutieren, wie Ungleichheiten der Verteilung, der Anerkennung und der politischen Repräsentation in Deutschland und weltweit entstehen und was Schule und Politik tun können. Das Buch richtet sich an alle, die sich einführend mit sozialer Ungleichheit beschäftigen wollen.

Die KLEINE REIHE SOZIOLOGIE wird herausgegeben von Prof. Dr. Petra Deger (Heidelberg), Prof. Dr. Stefan Müller (Frankfurt am Main) und Prof. Dr. Gabriele Rosenthal (Göttingen).

ISBN 978-3-7344-1668-2



**WOCHEN
SCHAU
VERLAG**

